Abonnement für Stettin monatlich 50 Pfennige,
mit Trägerlohn 70 Pfennige, auf der Post vierteljährlich 2 Mark,
mit Landbriefträgergeld 2 Mark 50 Pfennige.

Inserate: Die 4gespaltene Petitzeile 15 Pfennige.
Stettin, Kirchplatz Nr. 3.
Redaktion, Druck und Verlag von R. Graßmann, Sprechstunden nur von 12—1 Uhr.

Stettiner Zeitung.

Morgen-Ausgabe. **Dienstag, den 13. Februar 1883.** **Nr. 72.**

Deutschland.

Berlin, 12. Februar. In der letzten Nummer sind aus klerikalen Provinzialblättern im Wesentlichen übereinstimmende Meldungen über die Antwort des Papstes auf das Schreiben des Kaisers wiedergegeben worden. Von den heute vorliegenden klerikalen Zeitungen enthalten noch einige andere diese Mittheilung, während dieselbe eigenthümlicher Weise der „Germania" nicht zugegangen oder von ihr nicht veröffentlicht worden ist. Im „Westfälischen Merkur" lautet die „Privatdepesche aus Rom":

„Die Antwort des Papstes Leo des Dreizehnten auf den Brief des Kaisers Wilhelm besagt, ein Uebereinkommen betreffs des Einspruchsrechtes bei Anstellung der Geistlichen sei nur möglich gleichzeitig mit der organischen Revision der Maigesetze. Zugleich wird ein Schreiben des Kardinalstaatssekretärs Jacobini bekannt, welches über den Gang der Verhandlungen Mittheilungen macht."

Der zweite Satz dieser Mittheilung hat in der „Schles. Volksztg." folgenden Wortlaut, wie bereits mitgetheilt:

„Die dabei in Betracht kommenden Modalitäten fixirt das päpstliche Schreiben nicht, dagegen regelt den Gang der hierauf bezüglichen Verhandlungen ein Schreiben des Kardinal-Staatssekretärs Jacobini; ein weiteres Einvernehmen ist bisher nicht erzielt."

Betreffs des Schreibens des Kardinals bleibt hiernach vorderhand zweifelhaft, ob dasselbe sich auf die Vergangenheit oder auf die Zukunft bezieht, ob es den Gang der bisherigen Verhandlungen erörtert, oder ob es Vorschläge für die beanspruchte Revision der Maigesetze, speziell für die künftige Gestaltung des Einspruchsrechts des Papstes macht. Das entscheidende Moment der Sachlage ist aber der schroffe Gegensatz, in welchem nach diesen Meldungen die Erwiderung des Papstes zu dem Schreiben des Kaisers steht. In dem letzteren Schreiben hieß es:

„Ich bin der Meinung, daß eine solche (Annäherung), wenn sie auf dem Gebiete der Anzeige der geistlichen Ernennungen stattfände, noch mehr im Interesse der katholischen Kirche, als in dem des Staates liegen würde, weil sie die Möglichkeit zur Besetzung der im Kirchendienst entstandenen Vakanzen bieten würde. Wenn Ich aus einem Entgegenkommen der Geistlichkeit auf diesem Gebiete die Ueberzeugung entnehmen könnte, daß die Bereitwilligkeit zur Annäherung eine gegenseitige ist, würde Ich die Hand dazu bieten können, solche Gesetze, welche im Zustande des Kampfes zum Schutze streitiger Rechte des Staates erforderlich waren, ohne für friedliche Beziehungen dauernd nothwendig zu sein, einer wiederholten Erwägung in dem Landtage Meiner Monarchie unterziehen zu lassen."

Der Kaiser hatte also ein thatsächliches Entgegenkommen betreffs der Erfüllung der Anzeigepflicht als Vorbedingung einer Revision der Maigesetze — gleichviel, was man unter einer solchen verstehen mag — bezeichnet; und die Veröffentlichung dieses Schreibens muß als Beweis der innerhalb der Regierung bestehenden Entschlossenheit, von dieser Bedingung nicht abzugehen, betrachtet werden. Der Papst aber dreht die Sache um: er will in irgend einer, vorderhand noch nicht zu beurtheilenden Art die Anzeigepflicht anerkennen, nachdem eine Revision der kirchenpolitischen Gesetze — natürlich eine ihn befriedigende — erfolgt sein wird. Wir hoffen, daß diese Episode der „Ausgleichs"-Aktion damit beendet ist. Hat doch auch der vatikanisch-offiziöse „Moniteur de Rome" ungefähr gleichzeitig mit dem Abgang des päpstlichen Schreibens von Rom bemerkt, die Lage habe „sich seit fünf Jahren kaum geändert." Auch die klerikale „Köln. Volks-Ztg.", das einzige Blatt der Zentrumspartei, welches zu der Antwort des Papstes bereits einen kurzen Kommentar giebt, urtheilt ungefähr ebenso; es schreibt:

„Es ist dies derselbe Standpunkt, welchen der h. Stuhl bereits seit Jahren einnimmt. Bekanntlich schrieb Papst Leo am 24. Februar 1880 an den hochwürdigsten Herrn Erzbischof von Köln: Wir tragen kein Bedenken, dir zu erklären, daß Wir dulden werden, daß der preußischen Staatsregierung vor der kanonischen Institution die Namen jener Priester angezeigt werden, welche die Bischöfe der Diözesen zu Theilnehmern ihrer Sorgen in der Ausübung der Seelsorge wählen." Bei den Verhandlungen des gleichen Jahres lehnte die preußische Regierung das Versprechen einer Revision der Maigesetze ab, worauf der h. Stuhl das erwähnte Zugeständniß zurückzog. Wenn die letzten Artikel der offiziösen Presse wirklich der Ausdruck endgiltiger Entschließungen an maßgebender Stelle gewesen sind, so erscheinen die Aussichten für eine Verständigung auf der von Sr. Heiligkeit vorgeschlagenen Grundlage sehr trüb."

Es bedarf zur Beurtheilung der Sachlage keiner Herbeiziehung von „Artikeln der offiziösen Presse"; es liegt dafür authentischeres Material in dem oben von uns zitirten Schreiben des Kaisers vor.

Auch der schon mehrfach erwähnte römische Mitarbeiter des „Hamburger Correspond." schreibt neuerdings über die Verhandlungen zwischen Rom und Berlin:

Diesmal scheint Leo XIII. die Verhandlungen mit Herrn von Schlözer ganz selbstständig zu führen. Selbst die sonst trefflich informirten Persönlichkeiten im Teutonischen Kolleg (welche den direkten Verkehr zwischen Zentrum und Kurie vermitteln pflegen) scheinen nicht viel besser informirt zu sein als die vatikanischen Leiborgane, die sich ihre Rapporte via Berlin und München telegraphiren lassen. Um so genauer aber wissen sie um die Taktik des Herrn Windthorst Bescheid, denn wie ich aus guter Quelle erfahre, nimmt die kleine Exzellenz gerade im Karneval den elektrischen Draht ungewöhnlich in Anspruch. Da er hier seinen permanenten Prokurator besitzt, so wird er natürlich in dieser Hinsicht auf das Gewissenhafteste bedient. Monsignore ***, sein Ambassadeur in partibus, verhandelt fast täglich mit Kardinal Jakobini, dem diese transalpinischen Winke aber doch nicht so recht zu behagen scheinen, seit er inne geworden, daß man in Berlin sehr leicht ein für alle Mal die Geduld verlieren könnte, falls auch das Ultimatum des Kaisers zu keiner bündigen Abmachung führen würde. Wie eifrig das Zentrum bei seinen Einsprüchen auch verfährt, wie entschieden es auch seinen friedensfeindlichen Einfluß geltend macht, wie sehr ihm auch die polnischen Unversöhnlichen sekundiren mögen, so kann im heiligen Kollegium die Ueberzeugung von der edelmüthigen Gesinnung Kaiser Wilhelms doch nicht erschüttert werden. An der Besorgniß vor einem definitiven Bruch werden alle Winkelzüge des konfliktbedürftigen Zentrums scheitern. Leo XIII. ist nicht der Mann, um den Spatzen gegen einen Adler einzutauschen. Im Vergleich mit dem Ausgleich mit Preußen bleibt das Zentrum doch ein Miniaturfaktor, auf den die Kurie nur soweit Rücksicht nehmen kann, als es die kirchlichen Kollektivinteressen gestatten. Jedenfalls wird sich die Situation sehr bald klären. Das Konsistorium, das Ende dieses Monats stattfinden soll, dürfte Leo XIII. zu einer Deklaration die allerbeste Gelegenheit geben, und wenn ich recht berichtet bin, so wird er darin die aktuelle Situation, in welcher die Kirche sich befindet, in präziser Weise erörtern.

— Die Donaukonferenz hat in der Sonnabendsitzung beschlossen, Rumänien und Serbien nur mit berathender Stimme an ihren Arbeiten theilnehmen zu lassen. Dieser Beschluß hat die Bukarester Regierung auf das Empfindlichste berührt, sie hat, wie der Minister des Aeußern Sturdza gestern in der Deputirtenkammer erklärte, ihren Gesandten in London, den Fürst Ghika, sofort telegraphisch angewiesen, formell gegen diesen Beschluß zu protestiren und zu erklären, daß Rumänien Beschlüssen keine bindende Kraft anzuerkennen vermöge, welche die Konferenz ohne Theilnahme Rumäniens in einer Frage fassen würde, an welcher diese Macht unmittelbar interessirt sei und welche ihre Souveränität und Unabhängigkeit so nahe berühre. Diese Mittheilung wurde von der Kammer mit einstimmigem Beifall aufgenommen. Der frühere Minister des Auswärtigen, Jonesco, heute einer der Führer der Opposition, erklärte gleichfalls unter einstimmigem Beifall, daß die Kammer und das Land die würdige und korrekte patriotische Haltung, welche die Regierung bei dieser Gelegenheit beobachte, nur billigen könnten. Die Regierung könne auf die einmüthige Unterstützung der Kammer und des Landes rechnen, Europa werde alle Rumänen einig sehen in der Förderung der Rechte ihres Landes, welche an die freie Donauschifffahrt geknüpft seien.

— Die Verhandlungen über eine Literatur-Konvention zwischen Deutschland und Frankreich sind bekanntlich auf Schwierigkeiten gestoßen, sie werden aber fortgesetzt. Eine Hauptschwierigkeit, so schreibt man uns, besteht darin, daß Frankreich einen Schutz für Uebersetzung auf 10 Jahre beansprucht, Deutschland aber nur 5 Jahre gewähren will. Es liegt in der Absicht, Sachverständige zu vernehmen, um einen Ausgleich herbeizuführen. Man hofft die Angelegenheit in nicht allzu ferner Zeit zum Abschluß zu bringen, zumal da von verschiedenen Seiten eine schleunige Erledigung gewünscht wird.

— Der Zustand des französischen Ministerpräsidenten Fallières hat, wie der „Gaulois" berichtet, nicht nur keine Besserung erfahren, sondern sich im Gegentheil seit sechsunddreißig Stunden — die betreffende Nummer ist vom 10. datirt — ernstlich verschlimmert. Wie das Blatt hinzufügt, darf in Folge dessen die ministerielle Karriere des Herrn Fallières als definitiv beendet angesehen werden. — Dagegen macht die Besserung in dem Befinden des Herrn Duclerc erfreuliche Fortschritte. Der frühere Ministerpräsident ist bereits aus dem Hotel auf dem Quai d'Orsay nach seiner Privatwohnung (Boulevard Haußmann) transportirt worden.

— Der Kaiser nahm gestern Mittag 12 Uhr die Vorstellung der Lichterfelder Kadetten, die dem-

---

Feuilleton.

Treue Liebe

Nach einem wahren Vorgang erzählt

„Liebes Franzl, mir ist so bang', daß Du gehst; wenn wir uns nur gesund wiedersehen!"

So sprach ein junges, frisches Mädchen zu dem neben ihr gehenden Burschen. Sie trug den Sonntagsstaat, denn Beide hatten eben in der Kapuziner-Kirche zu Innsbruck zusammen die Messe gehört und für einander zum Abschied gebetet. Der grüne Tirolerhut mit der goldenen Schnur und Quaste saß dem Mädchen kleidsam auf dem reichen, dunklen Haar und der weißen Stirn; die lebhaften, braunen Augen und die fein geformte Zunge drückten warmes Gefühl und dabei mädchenhafte Schüchternheit aus.

„Liebe Theres, sei nit bang'," erwiderte zuversichtlich ihr Begleiter; „ich komm' schon glücklich heim, und ich behalt' Dich lieb und treu im Herzen, es mag kommen, was da will."

Der Sprecher war ein schlanker junger Mann mit dem unverkennbaren Typus eines Tirolers, dunkeläugig und brünett, rasch und geschmeidig in Gang und Haltung. Er trug eine Reisetasche auf der Schulter und einen kleinen Koffer an der Hand. In diesem lag außer seiner bescheidenen Habseligkeit sein Werkzeug, denn er war ein Maler, nicht ein Künstler hohen Ranges, wie Corregio oder Guido Reni, aber er verstand mit Geschmack und Talent die Wohnräume mit Arabesken und allegorischen Figuren zu schmücken. Im katholischen Tirol malte er auch wohl Bildstöckl und Stationsbilder, aber jetzt folgte er einem Ruf in die protestantische Schweiz. Ein reicher Besitzer in Zürich hatte ihm gegen eine bedeutende Summe die Ausschmückung seines neuen großen Hauses übertragen. Ein Freund des Franz, der lange Zeit in Zürich gearbeitet und sich als zuverlässiger Mann bewährt hatte, vermittelte die Bestellung. Franz dachte durch diese Arbeit sich die Mittel zu erwerben, um sich den Hausstand mit seiner lieben Therese gründen zu können. Diese, eine arme Waise aus Oberbayern, war seit ein paar Jahren bei braven Bürgersleuten in Innsbruck in Dienst; auch Franz hatte keine Eltern mehr, stand allein auf eigener Kraft; so fanden sich die Beiden, hatten sich herzlich liebgewonnen und schafften in treuer Arbeit für das künftige Glück.

Jetzt begleitete Theres den Geliebten zur Post, die ihn über den Arlberg in das unbekannte ketzerische Land führen sollte.

Noch ein Liebeswort, ein Händedruck, ein Winken mit dem Tuch und die bittere Trennung war geschehen.

* * *

Franz war, nachdem er seine Lehrzeit in Bozen verlebt, nicht mehr hinausgekommen aus dem heimischen Innthal. Jetzt fuhr er manche Stunde durch das Vorarlberg, das ihm auch noch heimisch dünkte mit seinen Gebirgsformen; aber als sich plötzlich die im Sonnenschein hell blinkende Wasserfläche des Bodensee's vor ihm aufthat, da fühlte er sich wie in eine neue Welt versetzt. Nun umgaben ihn anders redende, anders geartete Menschen, die Kapellchen und Heiligenbilder am Wege hörten auf, er hatte die Schweizergrenze überschritten. Noch wenige Stunden führte ihn der Dampfzug durch grüne Fluren und blühende Obstgärten, denn es war Frühling, und wieder sah er einen See heraufblinken, nicht so mächtig, wie der Bodensee, wie ein breiter Strom nur, aber umkränzt von grünen Bergen, mit dem Hintergrund hoher Alpen, am Ufer rings weißschimmernde Ortschaften, zunächst eine große Stadt mit Brücken und Thürmen ausgebreitet: Zürich war's, sein Reiseziel.

Bald war ein einfaches Gasthaus gefunden und sein Arbeitgeber erfragt. Dieser empfing ihn freundlich, zeigte ihm die zu schmückenden Räume und faßte bald Vertrauen zu dem treuherzigen, intelligenten jungen Mann, der mit Verständniß auf seine Pläne einging und passende, geschmackvolle Entwürfe zeigte. Auch Franz fühlte rasch Zutrauen gegen den wohlwollenden, älteren Mann, und auf dessen Empfehlung fand er bald in der Nachbarschaft ein passendes Stübchen. Sein neuer Wirth war ein Bäckermeister (Pfistermeister sagt man in der Schweiz), ein braver Mann, kürzlich Wittwer geworden, dem nun seine Schwester den Haushalt versah und der einzigen Tochter Verena den mütterlichen Schutz zu ersetzen suchte. Verena stand in voller Jugendblüthe, ein stattliches Schweizer-Maidschi mit klaren blauen Augen und goldblondem Haar; die angeborene Frische und Heiterkeit war jetzt nur verschleiert durch den Schmerz um die geliebte Mutter.

Franz erfuhr, daß außer ihm noch ein junger Mann im Hause wohne und die Mahlzeiten der Familie theile. Zu seiner großen, nicht angenehmen Ueberraschung erblickte er in demselben einen Bekannten, der längere Zeit in Innsbruck in Arbeit gestanden hatte. Ignaz war ein Vorarlberger aus dem Montavon-Thale. Aus diesem herrlichen, von hohen Bergen eingeschlossenen Gebirgslande wandern viele Männer als Stukkateure und Maurer nach der Schweiz und Frankreich, während die Frauen die kleinen Bergwirthschaften versorgen und die Kinder erziehen müssen. — Die beiden jungen Männer paßten nicht zusammen. Franz in seiner offenen, zutraulichen Natur, sonst ohne Arg, fühlte in Ignaz von Vornherein etwas Verstecktes, einen Hinterhalt, der ihn verschlossen machte. Die Gleichgültigkeit zwischen Beiden wurde zur Feindschaft von Ignaz' Seite, als er, leidenschaftlich wie er war, eine heftige Neigung für Therese faßte und sehen mußte, wie diese den Franz vorzog und sich mit ihm verlobte. Bald darauf verließ er Innsbruck. Die Begegnung konnte Beiden nicht angenehm sein. Franz war freundlich gegen Ignaz, aber zurückhaltend und, wenn dieser von Innsbruck hören wollte, wortkarg. Als ein solider, geschickter Arbeiter war Ignaz bei dem Hausherrn gut angeschrieben, die Tante schätzte ihn und Verena zeigte sich freundlich und ruhig, wie ihre Weise war. Franz sah bald, daß Ignaz sie mit großer Aufmerksamkeit behandelte, aber er fand das natürlich, da Jener schon länger im Hause wohnte; auch er selbst war ja aufmerksam gegen Verena in offener, ruhiger Weise, — nach längerer Bekanntschaft hätte man sie brüderlich nennen können. Verena unterhielt sich gern mit Franz, und er merkte gar bald, daß sie ihm an Bildung überlegen sei. Der wohlhabende Vater hatte nicht an ihrer Erziehung gespart, sie eine gute Schule genießen lassen, deren die Schweiz ja viele hat, und der lebhafte Geist des klugen Mädchens hatte weiter gearbeitet und sich Vieles angeeignet.

Sie erzählte dem aufmerksamen Franz aus der ruhmreichen Geschichte ihres Landes, die allen Schweizern so am Herzen liegt; auch von den Kämpfen um den Glauben sprach sie begeistert, von dem Helden Zwingli, der bei dem nahen Kappelen sein Leben dafür ließ. Dem eindrucksfähigen Gemüth des jungen Mannes war das Alles ganz neu, und obgleich er treu an seiner Mutterkirche hing, begleitete er doch die Familie ein paar Mal in das alte Münster, dessen Kahlheit ihn freilich abstieß; aber er war erstaunt, wie rein und kräftig dort das Evangelium gepredigt wurde. Dem lauernden Scharfblicke des Ignaz entging es nicht, wie sich Verena's Interesse für Franz mehr und mehr ver-

nächst in die Armee eintreten werden, in seinem Palais entgegen. Die junge Soldateska — 269 Kadetten — traf eine Stunde zuvor von Lichterfelde mittelst Extrazuges auf dem hiesigen Potsdamer Bahnhof ein und begab sich von dort kompagnieweise in nicht geschlossenen Abtheilungen nach dem kaiserlichen Schlosse, wo sie sich im Adlersaal aufstellte. Die Selektaner, etwa 100, nahmen am rechten Flügel Aufstellung, vor sämmtlichen Kadetten die beiden Bataillonskommandeure Oberst-Lieutenant von Mach und Major von Stockhausen mit den 8 Kompagniechefs und dem neuernannten Pagengouverneur Premier-Lieutenant von Haslinger. Das Ganze kommandirte der Kommandeur der Haupt-Kadettenanstalt Oberst von Laue. Außerdem waren anwesend der Chef des Militärkabinets Generaladjutant von Albedyll und die Generale von Strubberg und v. Lattre. Punkt 12 Uhr erschien im Adlersaale der Kaiser in der Uniform des Kadettenkorps, nahm vorerst die Meldungen und den Rapport vom Oberst von Laue entgegen und schritt sodann, begleitet von diesem, an der Front der jungen Kadetten entlang. Jeder wurde von dem Kaiser mit seinem Namen genannt, und fast an einen jeden richtete der Kaiser einige huldvolle Worte, insbesondere an seine beiden Leibpagen Friedrich von Kirby und Freiherr von Esebeck, sowie an die beiden Söhne des Obersten von Laue. Zuletzt hielt er eine kurze kräftige Ansprache an die jungen Leute, wobei er allerdings mehrmals durch Hustenreiz gestört wurde. Sonst machte der Monarch einen sehr rüstigen und frischen Eindruck.

— Prinz Friedrich Karl wird in den Tagen vom 8. bis 15. März von seiner Orientreise nach Berlin zurückkehren.

— Der Gesammtbetrag der aus Nordamerika seither zur Unterstützung der Ueberschwemmten eingegangenen Gelder wird auf 568,000 Mark angegeben.

— Wie man aus Petersburg berichtet, herrschen in wohlunterrichteten Kreisen daselbst Zweifel, ob die Proklamation, die dem Kaiser Alexander zugestellt wurde, in der That nihilistischen Ursprungs ist. Die Vermuthung macht sich geltend, es sollten durch diese unsinnige Proklamation ganz anderartige Zwecke gefördert und der Wille des Kaisers nach einer anderen Richtung geleitet werden.

Hamburg, 10. Februar. Die seeamtliche Verhandlung betreffs des Zusammenstoßens des „Sultan" mit der „Cimbria" schloß mit folgenden Anträgen des Reichskommissars: 1) zum Dienstag einen der Direktoren der Packetfahrt-Gesellschaft vorzuladen, um denselben als Zeugen zu vernehmen; 2) durch Taucher untersuchen zu lassen, ob die Schotten und verschiedenen Kompartements der „Cimbria" zur Zeit der Kollision geschlossen waren. Das Seeamt zog sich zur Berathung zurück und verkündigte der Präsident nach dem Wiedereintritt den Beschluß, daß der Bureauchef Reme und Inspektor Pann zur Vernehmung am Dienstag vorzuladen seien und ferner, daß das Seeamt mit dem zweiten Antrag einverstanden sei. Der Reichskommissar übernimmt jedoch die Einleitung der nöthigen Schritte durch Ersuchen an das Reichskanzleramt. Die Verhandlung wird Dienstag Vormittag 11 Uhr fortgesetzt.

Ausland.

Petersburg, 9. Februar. Seitdem laut dem jüngsten Manifest des Zaren die Krönung für den Monat Mai, aber ohne Angabe des Krönungstages, festgesetzt ist, wird hier eifrigst über den Krönungstag debattirt. Während bisher der 10. Mai, wird jetzt Sonntag, der 27. Mai (n. St.), mit ziemlicher Bestimmtheit als Krönungstag genannt.

Die letzten Vorbereitungen zur Krönung werden energisch betrieben. Der Marine-Kapitän Werschowski, der Chef des Marinewesens zu Kronstadt, ist nebst dem Lieutenant Trertinoff nach Moskau geschickt, um daselbst die elektrische Beleuchtung für den Kreml fertig zu stellen.

Die auswärtigen Botschaften miethen nunmehr definitiv in Moskau Quartiere, theils zu sehr hohen Preisen.

Die hiesige deutsche Botschaft hatte sich bereits vor Jahresfrist, wie verlautet, ohne wesentliche Geldopfer, das Besobrasofsche Haus in Moskau kontraktlich für den Zeitraum von zwei Jahren in solcher Weise reservirt, daß die Botschaft nunmehr nur für die Monate Mai und Juni fest abzuschließen nöthig hatte.

Dem Vernehmen nach wird der Aufenthalt des Kaisers in Moskau nach der Krönung gegen früheren Brauch wesentlich verkürzt werden, man spricht von acht, höchstens vierzehn Tagen, und glaubt auch nicht, daß seitens der auswärtigen Botschaften derartige große Festlichkeiten wie bei der letzten Krönung stattfinden werden. Wenn dies dennoch geschieht, würde selbstverständlich die deutsche Botschaft die erste sein.

Wie Ihnen schon gemeldet wurde, glaubt man in hiesigen unterrichteten Kreisen, daß als Vertreter des deutschen Kaiserhauses Prinz Albrecht zur Krönung herkommen wird, und man bestreitet entschieden, daß dem Großfürsten Nikolaus jetzt in Berlin irgend welche Zusicherungen betreffs des Hierherkommens des deutschen Kronprinzen gemacht worden seien.

Provinzielles.

Stettin, 13. Februar. Schwurgerichts-Sitzung vom 12. Februar. Anklage wider den Kaufmann Robert Wehlitz von hier wegen wissentlichen Meineids.

Dieselbe Anklage beschäftigte bereits ein Mal am 14. Oktober v. J. das hiesige Schwurgericht und endete damals, wie bekannt, mit der Verurtheilung des Angeklagten zu 3 Jahren Zuchthaus und den gesetzlichen Nebenstrafen. Gegen dieses Erkenntniß hatte der Angeklagte die Revision eingelegt und dieselbe wurde auch in der Sitzung des Reichsgerichts vom 1. Dezember v. J. wegen eines Formfehlers (im Protokoll war eine Eintragung unterlassen) für begründet erachtet und die Anklage zur nochmaligen Verhandlung in die erste Instanz zurückgewiesen. Es war unter diesen Umständen nicht zu verwundern, daß die heutige Verhandlung in vielen Kreisen ein gewisses Interesse hervorrief und daß heute noch vor Beginn der Sitzung der Zuhörerraum stark angefüllt war, trotzdem die meisten Gesuche um Einlaßkarten unberücksichtigt bleiben mußten. Das Hauptinteresse richtete sich jedoch heute weder auf den Angeklagten, noch auf die Anklage, sondern vielmehr auf den Vertheidiger — Herrn Rechtsanwalt Munckel aus Berlin, den wegen seiner oratorischen Talente wie als Abgeordneten gleich bekannten Rechtsgelehrten. Ueber den Thatbestand der Anklage können wir uns kurz fassen, da wir gelegentlich der ersten Verhandlung einen ausführlichen Bericht über die Vernehmung des Angeklagten, wie über die einzelnen Zeugenvernehmungen brachten und heute dieselben Hauptzeugen geladen waren wie damals. Nur seitens der Vertheidigung waren zwei neue Schreibsachverständige, die Herren Hofbuchdruckereibesitzer Bornemann und Schreiblehrer Mebes, geladen. Der Angeklagte wird beschuldigt, am 10. Februar v. J. vor dem hiesigen Amtsgericht in der Prozeßsache Reitzenbaum contra Wehlitz einen ihm auferlegten Eid wissentlich falsch geleistet zu haben. Wehlitz stand seit längerer Zeit mit dem Makler Reitzenbaum in Geschäftsverbindung, indem letzterer für W. wiederholt Börsengeschäfte abgeschlossen hatte. R. verlangte schließlich auf Grund der in seinen Händen befindlichen Schlußscheine die Auszahlung der Provision, dabei kam es zu Differenzen, indem W. bestritt, dem R. den Auftrag zu einem Geschäft, über welches R. einen Schlußschein vom 6. Mai 1881 vorlegte, ertheilt zu haben, ebenso leugnete W., daß die unter dem Schlußschein befindliche Unterschrift von ihm herrühre. R. wendete sich an das Schiedsgericht der hiesigen Kaufmannschaft. Dem W. wurde schließlich der Eid zugeschoben, daß er die Unterschrift „R. Wehlitz" unter dem Schlußschein nicht geschrieben habe. Dieser Eid, den W. am 10. Februar. v. J. vor dem Amtsgericht ablegte, soll wissentlich falsch geleistet sein. Bei seiner heutigen Vernehmung blieb W. dabei, seine Unschuld zu betheuern, dabei erklärend, daß „er es als eine gerechte Fügung Gottes ansehe, daß die Revision gegen den erstrichterlichen Spruch als begründet erachtet sei; Gott wisse, daß er unschuldig sei und er es nicht verdiene, daß er so verkannt werde, wie dies durch den Spruch der früheren Geschworenen geschehen sei. Er habe stets so viel Menschlichkeit und Nächstenliebe gezeigt, daß es für ihn unmöglich sei, einen Meineid zu leisten". Während W. früher nur seine Unterschrift des in Frage stehenden Schlußscheins bestritt, dagegen die Unterschrift unter den übrigen aus Geschäften mit R. herrührenden Schlußscheinen als seine Unterschrift anerkannte, stellt er es jetzt als zweifelhaft hin, ob er dieselben unterschrieben habe. Die Beweisaufnahme bot wenig Neues, nur einer der von der Vertheidigung vorgeschlagenen Schreib-Sachverständigen, Herr Mebes, erklärt, daß die Unterschrift unter dem in Frage stehenden Schlußscheine nicht von W.'s Hand herrühre, während Herr Hoflithograph Hochstetter seine frühere Aussage wiederholte, daß sich jede Handschrift nachahmen lasse. Der Vertreter der königlichen Staatsanwaltschaft, Herr Staatsanwalt Hedemann, hielt die Anklage in vollem Umfang aufrecht, während Herr Rechtsanwalt Munckel in längerer Rede für Freisprechung plaidirt event. nachzuweisen sucht, daß nur ein fahrlässiger Meineid verliege. Nachdem noch der Angeklagte wiederholt seine Unschuld betheuert, zogen sich die Geschworenen zurück. Bei den vielen vorliegenden Belastungsmomenten wurden trotz der beredten Vertheidigungsrede Munckel's und trotz der Unschuldsbetheuerungen W.'s dieselben nicht anderer Ansicht als die frühere Geschworenenbank, sie gaben ihr Verdikt nach ganz kurzer Berathung auf Schuldig des wissentlichen Meineids ab und erkannte demgemäß der Gerichtshof auf 3 Jahre Zuchthaus und Ehrverlust auf 3 Jahre. Der Angeklagte wurde auch für dauernd unfähig erklärt, als Zeuge oder Sachverständiger vernommen zu werden. Auf die erlittene Untersuchungshaft wurden 4 Monate als verbüßt erachtet.

— Die Postverwaltung ist der Frage näher getreten, ob nicht die gegenwärtige Mannigfaltigkeit von Wechselstempelwerthzeichen und Werthzeichen zur Entrichtung der statistischen Gebühr über das wirkliche Bedürfniß hinausgeht. Eine Verminderung der Sortenzahl der bezeichneten Werthzeichen würde nicht nur wünschenswerthe Erleichterungen im Dienstbetriebe bei den Ober-Postkassen und Postanstalten herbeiführen, sondern auch Vortheile für die Reichskasse im Gefolge haben. Diesen Vortheilen gegenüber würde jedoch in Betracht zu ziehen sein, ob nicht durch eine Verminderung der Werthzeichensorten der gedachten Art das Publikum empfindlich belästigt werden würde, indem dasselbe in die Nothwendigkeit versetzt würde, zur Darstellung der zu entrichtenden Steuer- und Gebührenbeträge vielfach eine größere Anzahl von Marken, als bisher zu verwenden.

— Der bisherige erste Lehrer am Schullehrer-Seminar zu Pyritz, Albert Gustav Breitsprecher, ist zum Seminar-Direktor ernannt worden.

— Das zur direkten deutschen Dampfschifffahrt (Expedienten Morris & Co.) gehörende Hamburger Dampfschiff „Polaria", Kapt. Götze, ist am 9. d. M. Vormittags wohlbehalten in Newyork angelangt. Dasselbe überbrachte 146 Passagiere und volle Ladung.

*** **Stargard**, 12. Februar. Heute begab sich eine Kommission des hiesigen Amtsgerichts nach Gottberg bei Bernstein, um dort unter Zuziehung zweier Aerzte die Sektion einer Kindesleiche vorzunehmen. Ein dort wohnendes Frauenzimmer hatte in der vergangenen Woche zum dritten Male außerehelich geboren und steht dieselbe im Verdacht, das neugeborene Kind umgebracht zu haben. Wie es heißt, sind auch die beiden ersten Kinder gleich nach der Geburt gestorben, und zwar nimmt man an, daß auch dies nicht mit rechten Dingen zugegangen ist. Der heutige Termin in Gottberg wird nun ergeben, ob der dringende Verdacht des Mordes durch das Frauenzimmer bestätigt ist. — In der Brauerei des Herrn Mälger hier wurde die Wechselkasse im Bierausschank wiederholt bestohlen, ohne daß es möglich war, den Dieb zu ermitteln. Gestern kam nun der Besitzer auf die Idee, die Geldstücke durch Anfeilen zu zeichnen. Aber wie der Wolf von den gezählten Schafen, nahm auch der Dieb von den gezeichneten Geldstücken. Der Verdacht lenkte sich auf ein seit dem Herbste dort dienendes Mädchen. Bei dem Durchsuchen ihres Kastens fand man nicht nur die angefeilten Geldstücke, sondern auch mehrere vermißte Wäschestücke, aus denen bereits die Namen entfernt waren. Die Diebin wurde der Polizei zur Strafe überwiesen. — Das königliche Gymnasium feierte heute das Peter Grönings-Fest zum ersten Male in der Aula des neuen Gebäudes zum Andenken an seinen Gründer Peter Gröning. Den Vorträgen der Schüler folgte die Festrede des Herrn Direktors und Professors Dr. Lothholz. Hierauf wurden die Prämien vertheilt. Am Nachmittage vereinigte das Lehrer-Kollegium ein durch ein Legat für diesen Tag regelmäßig bestimmtes Diner.

§ **Filehne**, 10. Februar. Im benachbarten Pädagogium Ostrowo fand bereits am 5., 6. und 7. Februar die Entlassungsprüfung unter Vorsitz des Herrn Provinzialschulraths Polte aus Posen statt. Sämmtliche 27 zur Prüfung gestellten Zöglingen, darunter wiederum mehrere aus der Provinz Pommern und selbst aus der Stadt Stettin bestanden dieselben und erwarben sich dadurch das Berechtigungszeugniß zum einjährigen Dienst.

Kunst und Literatur.

Theater für heute. Stadttheater: „Die Sorglosen." Lustspiel in 3 Akten.

Vermischtes.

— (Eine Dichtersfrau.) Die Gattin Racine's erfüllte mit größter Treue und Strenge alle Pflichten als Hausfrau und Mutter, gegen das jedoch, was über diese Sphäre hinauslag, war sie gleichgiltig bis zur Stumpfheit. Sie wußte nicht, was ein Vers war, und kannte die Tragödien ihres Mannes weder aus Vorstellungen noch aus dem Lesen; blos im Umgange mit Andern erfuhr sie die Titel. Boileau lebte mit Racine in enger Freundschaft, sein Haus in Auteuil wurde häufig von der Familie des Dramatikers besucht. Eines Tages befand sich Madame Racine allein bei Boileau, als ihr Gatte freudestrahlend aus Versailles nach Auteuil kam und eine Börse mit tausend Louisd'or mitbrachte, die ihm Ludwig XIV. in großmüthiger Laune geschenkt. Racine umarmte seine Frau und rief: „Freue Dich! Sieh da eine Börse von tausend Louisd'or, die mir der König geschenkt hat!" Sie aber that Nichts, als daß sie über eins ihrer Kinder klagte, welches seit zwei Tagen nicht habe lernen wollen. „Davon," entgegnete Racine, „wollen wir ein andermal reden, heut müssen wir nur fröhlich sein!" Sie blieb dabei, ihm vorzustellen, er müsse, wenn er nach Hause käme, das Kind ausschelten, so daß Boileau, der bereits mit großen Schritten auf und ab gegangen, die Geduld verlor und auffuhr: „Welche Unempfindlichkeit! Kann man denn an einen Beutel mit tausend Louisd'or so wenig denken?" Trotzdem ward Racine selbst nicht zornig gegen seine Frau, ihre häuslichen Tugenden und ihre eheliche Zärtlichkeit entschädigten ihn für ihren sonstigen Kaltsinn, er blieb ihr aufs Innigste zugethan bis an sein Lebensende. Suchte er geistige Erfrischung, so wußte er, daß er nur zu Boileau zu gehen brauchte. Als er auf dem Sterbebette lag und den Freund zum letzten Mal umarmte, sagte er: „Lieber Boileau, ich sehe es als ein Glück für mich an, daß ich eher sterbe als Sie!"

— (Der Gascogner unsterblich!) Jedes Kaffeehaus in Paris besitzt mindestens einen Stammgast, der allen Schlachten des letzten Krieges beigewohnt hat.

Einer dieser Vaterlandskämpfer hat, zwischen zwei Seideln sitzend, unveränderlich die Gewohnheit, an der allgemeinen Unterhaltung in folgender Weise theilzunehmen.

Er hört zum Beispiel den Namen Durand nennen.

„Durand?!" ruft er erregt, „Gustav Durand, nicht wahr? Er ist von einer Kugel, vier Schritt vor mir, bei Forbach niedergestreckt worden!"

Oder man spricht von Dupont.

„Heinrich Dupont, nicht wahr? Tapferes Herz! Von einem Granatsplitter zwei Schritt von mir bei Gravelotte getödtet!"

Jüngst steht ein Herr, der neben ihm sitzt, plötzlich auf und sagt:

„Herr, jetzt entferne ich mich aber! Unglück trifft ja alle die, welche sich in Ihrer Nähe befinden. Wenn ich noch länger hier bliebe, müßte ich fürchten, daß mir mindestens die Decke auf den Kopf fällt!"

— Eine sonderbare Leichenfeier fand, wie der Petersburger „Nowoje Wremja" meldet, am 31. v. Mts. in Petersburg statt. Es starb nämlich dort die Kaufmannswittwe Schtschebrina, welche zu der religiösen Sekte des „Propheten Demeter" gehörte. Am 3. Tage nach dem Tode der Schtschebrina erschienen vor deren Hause zehn weißhaarige Greise, welche in lange weiße Talare gekleidet waren und auf den Köpfen lange weiße Hüte trugen. Als der aus nur drei langen und zwei Querbrettern bestehende Sarg auf die Gasse herausgebracht wurde, begannen die zehn Greise fürchterlich zu schreien, wobei einer derselben mit dem Weihrauchgefäß um den Sarg herumsprang und immerfort schrie: „Wir senden Dich in den Himmel!" Darauf schrieen die übrigen neuen Greise: „Friede Deinem Sklaven!" Zuletzt rief der eine Greis: „Fort ist die Seele nach dem Paradies!" worauf die übrigen neun mit „So muß es auch sein!" erwiderten. Dann setzte sich der sonderbare Leichenzug in Bewegung, wobei die zehn Greise, welche sich „Apostel des Propheten Dimitrej" nennen und auf der Erde die Priester vertreten, sich aber zu den „himmlischen Heiligen" zählen, ununterbrochen unisono „upokoj! upokoj!" („Ruhe! Ruhe!") sangen und um den Sarg herumsprangen. Die Leiche wurde auf dem Ochtenskischen Friedhofe beigesetzt, wobei es ebenfalls allerlei kuriose Zeremonien und Gesänge gab.

Telegraphische Depeschen.

Heidelberg, 12. Februar. (Brl. Tgbl.) Im Bahnhof zu Mannheim ist um 1/4 12 Uhr heute Vormittag ein Güterzug auf die dort stehende Lokomotive gefahren. Letztere wurde zertrümmert und der Führer Schwaninger schwer verletzt.

Wien, 11. Februar. Feldzeugmeister Hauslab ist heute gestorben.

Petersburg, 11. Februar. In dem Prozesse gegen die Petersburger gegenseitige Kreditgesellschaft ist heute von den Geschworenen das Urtheil gesprochen worden. Die Angeklagten Sinebriuchoff, Schademirowski, Pogreboff, Kirschbaum, Jemeljanoff, Meyer und Victor Pospejeff wurden der Fälschung und Verschleuderung für schuldig befunden und zum Verluste aller Standesrechte sowie zur Verschickung nach Sibirien verurtheilt. Die Angeklagten Wassili Pospejeff, Simin Kamensky, Baron Monfort, Stretschkoff und Swerkoff wurden freigesprochen.

Petersburg, 12. Februar. Der Erzbischof und Metropolit aller römisch-katholischen Kirchen Rußlands, Anton Tialkowsky, ist gestern Nachmittag gestorben.

Belgrad, 12. Februar. In dem gestrigen Ministerrathe unter Vorsitz des Königs wurde beschlossen, die Entscheidung der Donaukonferenz, Serbien mit berathender Stimme zur Konferenz zuzulassen, anzunehmen.

Konstantinopel, 11. Februar. Die Anwesenheit des diesseitigen Botschafters in London, Musurus Pascha, in der gestrigen Sitzung der Donaukonferenz erfolgte, nachdem der Sultan den Botschafter durch ein Irade ermächtigt hatte, an der Konferenz unter Beschränkung der Diskussion auf drei Punkte theilzunehmen.

London, 12. Februar. Der „Morningpost" zufolge hat der russische Botschafter v. Mohrenheim der Donaukonferenz am Sonnabend seine Instruktionen betreffs der Kiliamündung mitgetheilt, die Frage werde noch im Laufe dieser Woche erledigt werden und die Konferenz ihre Wirksamkeit alsbald schließen.

Für den in bedrängter Lage lebenden Schriftsteller in Leipzig gingen ein: A. L. 20 Mark, H. v. J. 3 Mark. — Im Ganzen 23 Mark. Weitere Beiträge nehmen wir gern entgegen.

Die Redaktion.

---

tiefste, und wieder erwachte die Eifersucht in seinem Herzen. Den Verlust der Therese hatte er überwunden, und es waren lockende Bilder in ihm aufgestiegen; er hoffte mit der Zeit die schöne Erbtochter zu gewinnen, und selbst ein Uebertritt zum Protestantismus schien ihm kein zu hoher Preis. Und nun sollte dieser fatale Franz wieder sein Glück stören! Er legte sich nun auf das Beobachten und Lauern, aber bei dem besten oder vielmehr bösesten Willen konnte er nichts Ungehöriges zwischen den beiden jungen Leuten entdecken. Wenn man Sonntags Erholung im Freien suchte, auf den klaren, grün schimmernden Fluthen des Sees ruderte, oder mit dem Dampfschiff die reizenden Orte, die ihn umgaben, besuchte, so waren Verena und Franz nie allein; der Vater oder die Tante begleiteten sie, auch Ignaz wurde dazu aufgefordert, aber er zog meistens vor, andere Wege zu gehen, und brütete über boshafte Pläne. Da der gehaßte Franz ihm gar keine Handhabe für seine Rachegelüste bot, verfiel er auf den schändlichen Gedanken, ihn bei Therese zu verdächtigen. Er suchte und fand Gelegenheit, die Briefe, welche Franz regelmäßig seiner Braut in aller Liebe und Treue schrieb, zu unterschlagen, und nachdem er dies eine Zeit lang getrieben hatte, blieben die Briefe von Innsbruck aus. Er triumphirte heimlich, wenn Franz, verstimmt, gelegentlich erwähnte, daß er so lange keine Nachricht aus der Heimath habe.

So verging der Winter; die ersten Frühlingslüfte wehten; in den reichen Obstgärten Zürichs entfalteten sich die Blühen, und auf den Wiesen, in den Wäldern sproßten die Frühlingsblumen. Der Tag nahte, an dem vor einem Jahre Verena die geliebte Mutter verlor. Franz hatte sie gebeten, ihm die Ruhestätte zu zeigen, und so wanderten sie, zum ersten Male allein, durch die Vorstadt hinaus nach dem Gottesacker, der am Abhange der Berge des rechten Seeufers liegt; Jedes trug einen Kranz von duftigen Frühlingsblumen. Es war gegen Abend, und ehe die Beiden, in ernstes Gespräch vertieft, den ziemlich fernen Friedhof erreichten, neigte sich die Sonne schon über dem Uetli-Berg.

(Schluß folgt.)